

«Es war unvorstellbar, dass Liliane stirbt und ich weiterlebe»

Vor 20 Jahren begann in Ruanda der Völkermord. Inmitten des Gemetzels rettete das Hutu-Ehepaar François und Olive ein Tutsi-Mädchen

ANJA BENGLSTORFF (TEXT) UND TILL MUELLENMEISTER (FOTOS)

KIGALI Der Duft der frischen Eukalyptusblätter ist betäubend. Ein Blick von den Hängen des Dorfes Kavumu im Süden Ruandas: Die Bäume im Tal sind von sattem Grün, die Felder gleiten in sanften Wellen die Hänge hinunter. Bis zu den Bananenbäumen des Nachbarn sind es nur ein paar Dutzend Meter, nicht viel weiter zu den Maisfeldern des nächsten Bauern. Unterhalb der staubigen Strasse tastet sich Liliane Ingabire auf dem überwachsenen Boden voran. «Das waren die Wände des alten Badezimmers.» Sie zeigt auf ein paar Ziegelsteine, die von ihrem früheren Elternhaus übrig geblieben sind.

Liliane Ingabires Vater liegt unter diesem Stück Erde begraben. Seine Zeit im Gefängnis, weil er Rebellen unterstützt haben soll, hat er nicht lange überlebt. Das Grab wirkt vernachlässigt.

Vor 20 Jahren standen auf seinem Grundstück eine Bananenplantage und Kaffeebüsche, die seine Familie ernährten. Heute pflanzt eine Verwandte hier Maniok und Süßkartoffeln an. Denn von der Familie lebt nur noch Liliane. Mittlerweile ist sie 32 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder, hat seit 20 Jahren keinen Fuss auf dieses Stück Erde gesetzt. Tränen laufen ihr übers Gesicht.

In 100 Tagen wurden 800 000 Menschen ermordet

Eine Stunde später spricht François Gatera, 52, in einer bescheidenen Bauernhütte etwa 100 Meter entfernt ein Gebet. Dankbar sei er für seine Gäste, sagt er, für Liliane und ihren Ehemann Fernand, den er und seine Frau Olive Mureritesi, 48, bisher nur von dem verblichenen Foto an ihrer Wohnzimmerwand kennen. «Wir waren nicht nur Nachbarn, sondern auch Freunde», sagt er über Lilianes Familie. «Enger als Freunde», korrigiert er sich.

François Gateras Familie ist Hutu, während seine Nachbarn Tutsi waren. An dem Freitag, als alles begann, beobachtete er, wie Hutu aus dem Dorf eine Strassensperre errichteten. Am selben Abend brannten sie das Haus von Lilianes Familie nieder. Mutter Domina hatte zuvor mit sechs ihrer Kinder fliehen können. François hatte sie gewarnt. In jenen verwirrenden Tagen beschlossen François und Olive, die 12-jährige Liliane zu retten.

Anfang April 1994 begann im zentralafrikanischen Ruanda das

Abschlachten der Tutsi und moderaten Hutu durch die Mehrheit der Hutu. Innerhalb von hundert Tagen wurden 800 000 Menschen ermordet. Liliane Ingabires Familie gehörte zu den Opfern.

Die Welt schaute trotz früher Warnungen tatenlos zu

Noch nie zuvor in der Geschichte hatten Menschen in derart kurzer Zeit umgebracht. Die Welt schaute trotz früher Warnungen tatenlos zu. Es war kein Konflikt von Ethnien, wie er Auseinandersetzungen in Afrika oft vorschnell zugeschrieben wird. Hutu und Tutsi teilen Sprache, Namen, Kultur. Hutu-Extremisten denunzierten die Tutsi als Unterdrücker und Eindringlinge, die es zu vernichten galt. So wie von Ruandern bis heute erwartet wird, dass sie sich einmal im Monat zu gemeinnütziger Arbeit versammeln, war damals das Morden für die Hutu Pflicht: ein Dienst an der Gemeinschaft. Die Masse der Bevölkerung folgte der sorgfältig vorbereiteten Propaganda, aus Gehorsam, aus Furcht, aber auch aus Verlangen nach dem Besitz der Tutsi.

«Bevor sie dich umbringen, müssen sie erst mich umbringen», versprach François Gatera der kleinen Liliane. Er hatte ihre Mutter gefunden, die sich mit ihren Kindern in wechselnden Unterkünften versteckte, nicht selten in Büschen, da niemand sie aufnehmen wollte. Er versprach, sich um Liliane zu kümmern, und wollte der verzweifelten Frau noch ein weiteres Kind abnehmen. Die weigerte sich, ihre Freunde noch grösserer Gefahr aussetzen. Nimm Liliane, habe sie gesagt, sie ist alt genug, euch im Haushalt zu helfen, erzählt François. Versteckt im Dachstuhl des winzigen Hauses beobachtete das Kind, wie Menschen zerhackt wurden, hörte ihre Schreie.

Dann liess sie einer der Hutu-Anführer wissen, dass ihre Mutter und Geschwister an einer Strassensperre ermordet worden waren. «Liliane wollte weglaufen und mit ihrer Familie sterben», erinnert sich Gateras Ehefrau Olive und schaut über den Wohnzimmertisch zu der jungen Frau hinüber, die lautlos weint. «Sie liess sich nur schwer beruhigen.»

Doch auch für das Mädchen wuchs die Gefahr; ein winziges Dorf ist kein Ort für Geheimnisse. Olive sah sie die Strasse heraufkommen, die aus fremden Dörfern herbeigeschafften Mörder, Macheten schwingend. Olive schau-



Wiedervereinigung: Das Hutu-Ehepaar François und Olive mit dem ehemalige Flüchtlingsmädchen Liliane (o.r.), sowie Tochter und Enkelin



Unter dem Dach: François Gatera zeigt, wo er und seine Frau vor 20 Jahren Liliane versteckten



SOS-Kinderdorf: Hierhin wurde Liliane von ihren Rettern nach dem Völkermord gebracht



Verlorenes Paradies: Liliane Ingabire sitzt auf den verfallenen Mauern, dem letzten Überbleibsel von dem, was einmal ihr Zuhause war

te auf ihren Sohn Edmond, einhalb Jahre alt. Sie ergriff den Jungen, band ihn Liliane auf den Rücken und liess sie den Hof fegen. Die Mörder stellten den Dachstuhl auf den Kopf, fahndeten nach einem Kind, fanden eine junge Mutter mit einem Baby auf dem Rücken. Sie zogen wieder ab.

Ehemaliger Kriegsverbrecher in Frankfurt verurteilt

Unweit von Kavumu gab es ein Waisenhaus, das von italienischen Geistlichen betrieben wurde. Wir sind voll, sagte der Wachmann am Tor zu François. Der flehte, drängte, bettelte um ein Leben. Der Gegenwert von zwei Kilo Zucker wechselte den Besitzer, viel Geld für die Familie.

François und Liliane schlichen über Trampelpfade und Felder. Misstrauen und Diskussionen an Strassensperren: Ein Vater bringt seine Tochter ins Krankenhaus. Einen Teil des Weges begleitete sie ein Hutu-Anführer und bot ahnungslos Schutz vor gefährlichen Fragen.

«Ich habe nicht an meine Familie gedacht», gibt François 20 Jahre später zu, und seine Frau neben ihm zuckt mit keiner Wimper. Das Paar hatte damals drei kleine Kinder. «Ich habe viele Freunde in diesem Genozid verloren», fährt François fort. «Weiterleben hatte irgendwie seinen Sinn verloren. Es war unvorstellbar für mich, dass Liliane stirbt und ich weiterlebe.» Lilianes Mann Fernand hatte François mit offenem Mund zugehört. Olive fügt hinzu: «Unser Leben der Rettung Lilianes zu verschreiben, war Selbstmord.»

Nach dem Ende des Völkermords wuchs Liliane in einem SOS-Kinderdorf auf. Heute lebt sie mit ihrem Mann in einem ruandischen Hauptstadt Kigali. «Ich will wissen, wer meine Familie umgebracht hat», sagt sie. «Ich will ihnen ins Gesicht sehen, damit ich zur Ruhe kommen kann.»

Zur Ruhe kommen hoffentlich die Familien der Opfer von Onesphore Rwabukombe, dem ehemaligen Bürgermeister der ruandischen Gemeinde Kiziguro. Auf Grundlage des Weltrechtsprinzips, wonach Menschheitsverbrechen weltweit verfolgt werden können, hat ein Gericht in Frankfurt sich als erstes deutsches Gericht mit dem Völkermord in Ruanda befasst und den 59-Jährigen im Februar zu 14 Jahren Haft verurteilt, wegen Beihilfe zum Mord an mehr als 450 Tutsi. Er hatte 2002 Asyl in Deutschland beantragt. Weitere Prozesse werden zurzeit in Stuttgart und Düsseldorf geführt. In Frankreich hat ein Gericht im März eine Freiheitsstrafe von 25 Jahren für einen ehemaligen Armeehauptmann verhängt: Er soll Milizen bewaffnet und zum Völkermord aufgeteilt haben.

In Lilianes Heimatdorf gibt es heute drei Tutsi-Familien – oder eher, was von ihren Familien übrig blieb: Witwen mit ihren Angehörigen. «Die Leute leben friedlich miteinander», sagt Liliane. «In einem so kleinen Ort braucht man einander.»

Der selbstbewusste und erfolgreiche Geschäftsmann Fernand wollte seiner Frau Halt geben, wenn sie sich ihren Erinnerungen aussetzt. Am Ende des Tages verspricht er François und Olive eine Kuh, in Ruanda der höchste Ausdruck von Dankbarkeit. Vielleicht hat er sogar Arbeit für François. Am Denkmal des Völkermordes, wo Lilianes Mutter und Geschwister an der Strassensperre ermordet wurden, bricht er in Tränen aus und dreht sich zur Seite. Liliane tritt neben ihn. «Sei stark», sagt sie.